

Die Gnade Gottes unseres Vaters und die Liebe Jesu Christi und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen. Amen.

Es ist offenbar geworden, dass ihr ein Brief Christi seid, durch unsern Dienst zubereitet, geschrieben nicht mit Tinte, sondern mit dem Geist des lebendigen Gottes, nicht auf steinerne Tafeln, sondern auf fleischerne Tafeln, nämlich eure Herzen.

Solches Vertrauen aber haben wir durch Christus zu Gott. Nicht dass wir tüchtig sind von uns selber, uns etwas zuzurechnen als von uns selber; sondern dass wir tüchtig sind, ist von Gott, der uns auch tüchtig gemacht hat zu Dienern des neuen Bundes, nicht des Buchstabens, sondern des Geistes. Denn der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig.

Liebe Gemeinde,

vor kurzem habe ich ein Einschreiben bekommen – genauer, so ein Benachrichtigungsschreiben von der Post, es läge ein Einschreiben für mich bereit, ich könne es am nächsten Tag in der Halderstraße abholen. Ich kann ihnen sagen, das war ab da ein ziemlich ungemütlicher Tag für mich. Wie ein Reflex war sofort mein schlechtes Gewissen angesprungen, und den Rest der Zeit beschäftigte mich den Tag über die Frage, was ich wohl ausgefressen hatte. Zu schnell gefahren konnte eigentlich nicht sein, ich habe ja gar kein Auto – da blieb nur noch die Vermutung, meine Steuererklärung sei falsch und nun müsse ich vor Gericht.

Am nächsten Morgen – Punkt acht Uhr stand ich am Schalter - stellte sich dann heraus: ich hätte nicht so besorgt sein müssen: es steckte lediglich dieses Armband für meine Uhr im Umschlag. Da hatte es einer gut gemeint...

Viel schöner ist es, einen Brief zu bekommen, über den man sich schon freuen kann, wenn man die Handschrift des Absenders erkennt. Wobei ich mich bei aller Anstrengung nicht mehr erinnern kann, wann ich meinen letzten richtigen, handgeschriebenen Brief erhalten habe...

Da ändern sich die Zeiten. Zu Zeiten des Paulus war eine Welt ohne Briefe gar nicht vorstellbar. Es gab kein anderes Kommunikationsmittel, das über die Distanz funktioniert hätte, kein Radio, kein Telefon, keine email. Noch nicht mal Zeitungen gab es. Damals waren Nachrichten gemütlich unterwegs, wenn es nicht gerade Schlachten ging. Für Paulus und seinesgleichen war das nicht ganz einfach. Wer damals Apostel war, konnte nicht auf den Rückhalt einer gut ausgestatteten Landeskirche setzen. Als Mann Gottes überleben konnte nur, wer dort, wo er wirkte, auf offene Herzen und Türen stieß. Und da waren Briefe, Empfehlungsschreiben willkommene Türöffner. So war es gängige Praxis, dass eine Gemeinde, wenn sie mit einem dieser Wanderprediger zufrieden war, ein Empfehlungsschreiben mitgab oder es ihm gar über Boten an seine nächste Station vorausschickte. So ein Schreiben machte vieles leichter.

Allein, der gute Paulus hatte da Schwierigkeiten. Er hat diese Schreiben nicht

immer bekommen. Aber das Verzweifeln ist seine Sache nicht, er macht aus der Not eine Tugend. Was braucht er einen Brief auf Papier, wenn doch gleichsam eine ganze Gemeinde für ihn als Empfehlung fungieren kann. „Ihr seid ein Brief Christi“, lässt er die Korinther wissen, um dann nicht unbescheiden hinzuzufügen, dass der Brief durch seinen Dienst zubereitet sei. Und das ist ihm genug. Wenn sich nur die Kunde von der Gemeinde in Korinth recht verbreiten würde, dann ist ihm das Türöffner genug.

„Ihr seid ein Brief Christi“, schreibt er. Und nicht: „Ihr sollt einer sein.“ Da ist keine Aufforderung, da ist auch kein unangemessenes Eigenlob – das ist für Paulus einfach eine Tatsachenbeschreibung. Das ist ganz einfach: wo Christengemeinde draufsteht, da vermuten seine Zeitgenosse den Gott der Christen dahinter. Wie sollte es anders sein?

Und ganz unbefangen geht Paulus davon aus: dieses Empfehlungsschreiben ist ein einladendes und ein gewinnendes. Denn es ist ja nicht er, der es geschrieben hat. Autor dieses Schreibens ist Christus selbst, und er ist nicht mehr als der Gänsekiel.

So ist das auch heute: wo Gottes Geist Menschen zusammenruft in einer Gemeinschaft, derer Grund und Mitte Christus ist, da kann sich diese Gemeinschaft guten Gewissens als sein Empfehlungsschreiben an die Welt verstehen.

So ist das – aber so unbefangen wie Paulus kann ich das 2000 Jahre nach ihm nicht sagen. Ich kann es zum einen nicht als evangelischer Christ. Haben wir Evangelien doch gelernt, dass das, was wir als Kirche wahrnehmen, durchaus nicht immer identisch ist mit dem, worin Geist Gottes weht. Es gibt so etwas wie eine unsichtbare Kirche, und nicht alles, was offiziell Kirche heißt, gehört dazu. Dafür manches, was den Titel nicht trägt.

Und zum anderen kann ich so unbefangen wie Paulus vom Empfehlungsschreiben Gottes nicht sprechen, weil ich ein moderner Mensch bin, einer des Jahres 2015. Die Zeit der Briefe ist vorbei; heute wird digital kommuniziert; und wirkliche Briefe führen heute ein ziemliches Mauerblümchendasein. Ein Regenbogen zieht auch heute noch staunende, und manchmal ehrfürchtige Blicke auf sich. Dass wir solche Hingucker wären – es bräuchte einer ziemlichen Mut, wenn er das behaupten wollte.

„Armer Christus“, wenn er tatsächlich auf uns angewiesen ist, man da denken. Aber ich glaube, Gott denkt weder in Prozenten noch in Kategorien von „bella figura.“ Würde es bei ihm darum gehen, hätte Paulus schon bei den Korinthern nur schwerlich auf die Idee kommen können, sie als Gottes Empfehlungsschreiben an die Welt zu sehen. Denn es menschele immer wieder sehr in dieser Gemeinde. Die sich da zusammengefunden hatten, die waren halt doch recht unterschiedlich in ihrer Herkunft, in ihren Überzeugungen, und das war mit der Taufe nicht auf einen Schlag weggezaubert. Da gab's Meinungsverschiedenheiten, es kam zu

Streitereien, ja, es bildeten sich unterschiedliche Lager, die oft wenig liebevoll miteinander umgingen.

Paulus war das nicht verborgen geblieben; weite Teile seines Briefes lassen erkennen, wie sehr er unter diesen Streitigkeiten und unter persönlichen Verunglimpfungen leidet – und wie er sich darum bemüht, Brücken zu bauen.

Aber wenn er an die Korinther denkt, denkt er an mehr als das. Er hat da viel erlebt, und Boten halten ihn auf dem Laufenden. Er in all dem sieht er auch Gott am Werk – wenn es eben doch immer wieder zu den kleinen Wundern kommt. Dass Menschen im Vertrauen auf den, den die Apostel ihnen verkündeten, wieder Hoffnung wagten für ihr Leben. Dass Christen die Barrieren zwischen Reich und arm, zwischen Freiem und Sklaven, überwunden haben und, wenn auch zu keiner perfekten Gemeinschaft, so doch zu einem Miteinander gefunden haben. Das war – in aller Unvollkommenheit – unerhört in einer Gesellschaft, in der sonst ein Sklave auf einer Stufe stand mit all den Dingen, die man sonst noch auf dem Markt erwerben konnte.

Und das wurde wahrgenommen, und es konnte gar nicht anders sein. Die Liebe Gottes war es, die Paulus predigte, und sie war der Boden, auf dem die Christinnen und Christen in Korinth zu einem bis dahin ungekannten Miteinander gefunden hatten. Und so galt: „Ihr seid ein Brief Christi“. Wahrscheinlich waren die lieben Korinther selbst überrascht, als sie das gelesen haben.

So wie uns der Gedanke überraschen mag, wenn wir ihn auf uns selbst anwenden. Es gibt Ausnahmen. Am vergangenen Donnerstag war der Landesbischof da, und politisch Prominenz aus Stadt und Regierung, und zahlreiche Ehrengäste, und alle feierten im festlichen Gottesdienst 160 Jahre Diako. 160 Jahre selbstloser Dienst ungezählter Diakonissen für Kranke, Alte, Kinder. 160 Jahre segensreiches Wirken, das unsere Stadt geprägt hat und bis heute mitprägt. Ein Brief Christi, in Augsburg wenigstens ebenso sichtbar und präsent wie der Regenbogen, der in der Noaherzählung als Erkennungszeichen Gottes eingesetzt wird.

Solch rauschende Gottesdienste feiern wir nicht jeden Tag – aber ich glaube, die Briefe Gottes haben viele Wege, ihre Adressaten zu erreichen. Und dazu habe ich am Donnerstag eine ganz kleine, unscheinbare Geschichte gehört, die stammt auch aus dem Diako. Da erzählt eine Patienten, die dort gerade im Krankenhaus gepflegt wird, von den täglichen Grußkärtchen für die Patienten. Sie hebt die alle auf und erzählt ihrem Besuch ganz beeindruckt: „Die mögen mich hier wirklich“. Ein Brief Gottes, eingeschrieben in die Augen und die Hände des Pflegepersonals. Und bestimmt für eine einzelne Empfängerin.

„Es ist offenbar geworden, dass ihr ein Brief Christi seid“ - das ist heute uns zugesprochen. Da kann man erschrecken. Mich erinnert der Gedanke an ein altes Gebet – vielleicht kennen Sie es: „Christus hat keine Hände, nur unsere Hände, um seine Arbeit heute zu tun. Er hat keine Füße, nur unsere Füße, um Menschen auf

Sonntag im Kirchenjahr:
Predigttext:

seinen Weg zu führen. Christus hat keine Lippen, nur unsere Lippen, um Menschen von ihm zu erzählen. Er hat keine Hilfe, nur unsere Hilfe, um Menschen an seine Seite zu bringen.“

Mit dem Gebet habe ich lange gerungen. Heute glaube ich: ja, andere Hände und Lippen als die unseren hat Gott tatsächlich nicht, um seine Briefe, seine Gnaden- und Segensworte und -taten in diese Welt zu bringen.

Aber richtig und vollständig wird dieser Gedanke erst, wenn ein zweites dazu kommt: wenn wir unseren nächsten, einem Einzelnen oder vielen, tatsächlich ein Zeichen Gottes werden – dann liegt das nicht an uns. Dann liegt das an Gott, der uns durch seinen Geist in seinen Dienst nimmt. Der unseren Kleinmut in Zuversicht wandelt, der unserer Liebe langen Atem verleiht, unserer Hoffnung Beständigkeit und unserem Tun Nachhaltigkeit. Und ich glaube, das wird wahrgenommen – und vielleicht in Tagen wie diesen, in denen viele ihr liebendes Herz neu entdeckt haben und nun langsam müde werden, ganz besonders.

Und so nehme er denn unsere Hände und Füße unsere Herzen und Lippen weiter in seinen Dienst - ihm zur Ehre, den Menschen zum Heil. Amen